

Dokumentation

Wissen – Nichtwissen

Rede von DFG-Präsident Prof. Dr. Peter Strohschneider anlässlich der Festveranstaltung im Rahmen der Jahresversammlung 2019 der DFG

Rostock-Warnemünde, Yachthafenresidenz Hohe Düne, 2. Juli 2019



forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft
2/2019

DFG

Meine sehr verehrten Damen und Herren, verehrte Gäste!

1.
Das Deutsche ist eine Sprache mit reichen Wortbildungsmöglichkeiten. Bei „Forschungsgemeinschaft“, „Zuhörerschaft“ oder „Präsidenschaft“ zum Beispiel liegt offenbar etwas ganz anderes vor als beim „Säulenschaft“, nämlich nicht ein Kompositum zweier Substantive, sondern ein Suffix „-schaft“, das die Beschaffenheit eines Sachverhalts akzentuiert, eines Präsidentenamts zum Beispiel, oder das ein Kollektiv benennt, die Gemeinschaft der Zuhörer. Und obwohl dieses Suffix mit dem produktiven „Schaffen“ etymologisch allenfalls weitläufig zusammenhängt, stiftet es doch eine eigene Evidenz: In der „Wissenschaft“ geht es um die Schaffung von Wissen.

Dafür günstige Möglichkeiten zu eröffnen, das ist die Aufgabe der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Es freut mich sehr, dass Sie alle das Gewicht dieser Aufgabe – und den Qualitätsanspruch, mit dem wir ihr gerecht zu werden uns bemühen – anerkennen und betonen, indem Sie uns bei dieser Jahresversammlung hier in Rostock die Ehre geben. Fühlen Sie sich aufs Beste willkommen geheißen.

Produktive Möglichkeiten schaffen für das Schaffen wissenschaftlichen Wissens: Dafür braucht es die Sachkunde und Urteilskraft aller vielen Gutachterinnen und Gremienmitglieder und Experten in der Geschäftsstelle, die in und für die DFG Förderentscheidungen vorbereiten, fällen und administrieren. Und dafür braucht es den gesellschaftlich verantworteten Rückhalt der Politik.

In welchem außerordentlichem Maße wir in Deutschland solchen Rückhalt genießen, das haben die Beschlüsse bewiesen, die die Bun-

deskanzlerin jüngst mit den Ministerpräsidentinnen und Ministerpräsidenten der Länder zu den Wissenschaftspakten getroffen hat. Ich will in aller Ausdrücklichkeit sagen: Wir – und damit meine ich die DFG, mehr noch indes die Forschenden in den Universitäten, als deren Sachwalterin zumal die DFG sich versteht –, wir sind sehr dankbar für diese Entscheidungen, für den in ihnen sich artikulierenden gesellschaftlichen Rückhalt und für die Verlässlichkeit und finanzielle Planungssicherheit, die sie gewähren.

Und wir verstehen sie als Verpflichtung zur verantwortlichen Weiterentwicklung von Forschung und Wissenschaft in Zeiten, da die internationalen Kontexte der Forschung konfliktreicher werden, da rund um den Globus Autokraten sich der Forschung zu bemächtigen und ihre Freiheit einzuschränken suchen und da irrationale und intellektualitätsfeindliche Aversionen gegen sie an Resonanz gewinnen.

Das Gewicht dieser wissenschaftlichen Verantwortung wird überdies dadurch bestimmt, dass Forschung in vielen Bereichen, von Künstlicher Intelligenz bis Biotechnologie, ein atemberaubendes Tempo vorlegt und dass wir zugleich besorgniserregenden Entwicklungen in ihr entgegenzusteuern haben – indem wir uns kümmern um die Beförderung guter wissenschaftlicher Praxis, um ein strikt qualitätsorientiertes Publikationsverhalten, um die Sicherung ethischer Forschungsgrenzen, um Leistungsversprechen, die wirklich seriös sind. Seit Sokrates kann man ja wissen, dass gute Wissenschaft ebenso mit Nichtwissen wie mit Wissen zu tun hat.

2.
Ebenso alt wie diese sokratische Erkenntnis ist die Erwartung, dass Wissenschaft auch gesellschaftlichen Nutzen zeitige. Allerdings verän-



dert sich derzeit die Form dieser Erwartung. Sie wird nicht mehr nur als systemische Verantwortlichkeit formuliert, sondern zunehmend als „accountability“ jeder einzelnen wissenschaftlichen Aktivität. Und deren Nutzen soll sich immer direkter und kurzfristiger als zahlenförmiger „impact“ erweisen können.

Das ist in gewisser Weise nachvollziehbar; es hat ja auch die utilitaristische Logik eines „government by numbers“ für sich. Kurzfristig aber wäre es, derartige Erwartungen zum alleinigen Maßstab für jedwede Art öffentlich getragener Forschung zu machen.

Diese muss nämlich neben Lösungen für Probleme, die wir schon kennen, auch gedankliche Kapazitäten und Lösungspotenziale pflegen für Fragen und Probleme, von denen wir derzeit

noch gar nicht wissen. Deswegen übrigens garantiert das Grundgesetz seit nunmehr 70 Jahren in so bemerkenswert unbedingter Weise die Freiheit der Wissenschaft.

Forschung bewegt sich also im Feld unscharfer Grenzsäume von Wissen und Nichtwissen. Sie wird in Bewegung gehalten von der Prämisse, dass Unwissenheit oder Irrtum oder auch Lüge aufzuklären, dass Nichtwissen also zu beseitigen sei und dass methodisch verlässliches Wissen gut sei – und mehr Wissen besser als weniger.

Die Wissensgesellschaft wie ihre Wissenschaft – oder auch ihr innovationsökonomischer Diskurs –, sie folgen insofern einem Wertapriori. Und eine Vielzahl gesellschaftlicher Institutionen reproduziert dieses Wertapriori als eine soziale Selbstverständlichkeit. Denken Sie allein

daran, wie im Muster des Krimis dieses Aufklärungsschema allgegenwärtig ist. Wo Nichtwissen ist, soll Wissen sein (und also Ordnung wieder herrschen). Wissen schaffen! Dies ist die Parole der Aufklärung.

So simpel war es freilich nie. Sehen wir auch nur etwas genauer zu, so zeigen sich Nichtwissen und Wissen viel komplexer und ambivalenter verschränkt, als es diese (zu) einfache Fortschrittsgeschichte erzählt. Man muss sich ja bloß vergegenwärtigen, wie forschungsbasierte Wissensmöglichkeiten individuell als Zumutung wirken können; wenn ich zum Beispiel eigene genetische Dispositionen kenne, ohne ihnen entrinnen zu können. Oder wie konstitutiv Nichtwissen für unsere Identität und Freiheit ist – als Privatheit, als Recht auf informationelle Selbstbestimmung, als Unkenntnis der eigenen Todesstunde.

Und auf gesellschaftlicher Ebene sind auch unsere Ökonomien weithin solche des forschungsmethodisch generierten Wissens – aber nicht etwa seiner Gleichverteilung, sondern vielmehr seines exklusiven Gebrauchs. In den Versicherungssystemen stehen wir füreinander ein, weil es (derzeit noch!) gerade nicht möglich ist zu wissen, was statistische Risiken für den individuellen Lebenslauf tatsächlich besagen. Überhaupt ist Gesellschaft undenkbar ohne das, was der amerikanische Philosoph John Rawls den „veil of ignorance“ (den „Schleier des Nichtwissens“) nannte. Sie wäre schlechterdings Terror und Anomie, wüssten wir alle in totaler Transparenz alles über alle.

Schließlich die Wissenschaft selbst. Wo sie Wissen schafft, da setzt sie Nichtwissen voraus: als überwundenes nicht allein, sondern auch als zukünftige Möglichkeit. Wissenschaftlich nämlich ist unser Wissen allein in dem Maße, in dem wir damit rechnen, dass es ungewiss sei,

dass andere es jetzt schon oder wir selbst es in Zukunft besser wissen. Und derart erfolgreich sind wir unterdessen mit diesem Konzept, dass man selbst innerhalb der Wissenschaft über die Geltung der Wissensansprüche der anderen angesichts ihrer Menge und Spezialisiertheit in den allermeisten Fällen nichts weiß. Man kann solche Geltung für jetzt bloß unterstellen: im Vertrauen aufs Urteil der Peers, auf potenzielle Nachprüfbarkeit, auf Reputation, auf den prominenten Publikationsort.

„Vertrauen“ aber heißt nicht „wissen“. Vielmehr, um einen der Gründerväter der Soziologie, Georg Simmel, zu zitieren, ist Vertrauen „als Hypothese ein mittlerer Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen [...]“.¹

Zudem ist sodann unübersehbar, dass sich die Gesellschaft qua Wissenschaft nicht allein mit voraussetzungsreichem Wissen ausstattet, sondern dieserart zugleich auch mit Unwissen: weil aus wissenschaftlicher Erkenntnis noch keineswegs unzweideutiges Handlungswissen resultiert; weil Forschung im Maß ihrer Beschleunigung zugleich die Gültigkeitsdauer bisherigen Wissens und etablierter Praktiken verkürzt; weil sie mit der fortschreitenden Verwissenschaftlichung der Gesellschaft ihr Monopol auf die Unterscheidung von Wissen und Nichtwissen verliert und weil sie in Konkurrenz gerät zu anderen Instanzen, die gleichfalls Forschung zu sein und wissenschaftliches Wissen zu verwalten beanspruchen – seien es Instanzen einer wissenschaftsbasierten Praxis (in Krankenversorgung oder Wetterdienst) oder des Journalismus (der Nachrichtenreporter als Terrorismus- oder Umweltexperte) oder auch der Zivilgesellschaft (citizen science).

¹ Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. (GA 11) Frankfurt/Main 1992, S. 393. „Der völlig Wissende braucht nicht zu vertrauen, der völlig Nichtwissende kann vernünftigerweise nicht einmal vertrauen.“

Auf der gesellschaftlichen „Rückseite“ wissenschaftlicher Wissensproduktion, so hat es der spanische Sozialphilosoph Daniel Innerarity zusammengefasst, wächst die „Unsicherheit und Instabilität“. So „stehen wir nun vor dem Paradox, dass die Wissensgesellschaft im Grunde mit der Autorität des Wissens Schluss gemacht hat. Das Wissen vervielfältigt und dezentralisiert sich, es ist brüchiger und fragwürdiger geworden.“²

Ausdruck dessen ist eine sich ausbreitende Wissenschaftsaversion oder -negierung ebenso wie der unentwegt vielstimmige Streit der Experten: Feinstaub, Sprunginnovationen, Glyphosat, Matheabitur, Atomenergie, Grundeinkommen, Krebsvorsorge. Und so weiter – von der Diätetik, dem Rentensystem oder dem Humboldt-Forum ganz zu schweigen. Harry Truman hatte deswegen einmal nach „one-armed economists“ gerufen³ – entnervt von Wissenschaftlern, die sich allein zu äußern wissen im dauerproblematisierenden „on the one hand ... and on the other hand“.

3.

Mit Eindeutigkeit und Gewissheit kann wissenschaftliche Erkenntnis heute nicht mehr assoziiert werden. Gleichwohl ist überall und jederzeit mit Händen zu greifen, wie sie die Welt machtvoll umgestaltet. Zum Auftrumpfen gibt es für die Forschung daher keine Notwendigkeit. Und angesichts der intrikaten Konfigurationen von Wissen und Nichtwissen auch keinen Anlass.

Andererseits dürfen wir nun dem aufklärerischen Imperativ „Wissen schaffen!“ nicht mit

² Daniel Innerarity, Demokratie des Wissens. Plädoyer für eine lernfähige Gesellschaft. Bielefeld 2013, S. 54, 66.

³ Wann und zu welchem Anlass Truman diesen Ausruf tat, ist nicht überliefert. Zitiert wird er in: Keyes, Ralph, The Wit & Wisdom of Harry S. Truman. New York 1999, S. 32.

einem beherzten Lob des Nichtwissens entgegenzutreten. Es wäre mehr als naiv. Es wäre frivol. Zu schnell und zu tief greifend sind die Transformationen des Wissens. Zu leicht verfängt in unseren Zeiten vulgärer Selbsterregung das populistische Expertenbashing. Zu vielfältig ist der Missbrauch von Nichtwissen, sei es als „alternative facts“, sei es als „agnotology“, also als Korruption der wissenschaftlichen Tugend des Zweifels zum Zwecke der Bemäntelung von Untätigkeit oder Gefährdung – wie es beim jahrzehntelangen Kampf der Tabakindustrie gegen die Krebsforschung zu beobachten war oder anfangs des Jahres in der Feinstaubdebatte.

Das komplexe Ineinander von Wissen und Nichtwissen darf nicht nach der einen oder der anderen Seite hin vereindeutigt werden. Es ist ja ein Prinzip der Wissenschaft.

Und das verlangt bei denen, die forschen, eine besondere intellektuelle Haltung. Diese verbindet eindringliche Sorgfalt mit der Fähigkeit zu reflexiver Selbstdistanz. Sie kennt und benennt also Status und Grenzen des je eigenen Wissens, sie weiß um dessen wachsenden Abstand vom Wissen der Wissenschaften überhaupt; und sie vermeidet den Fehler, alles nichtwissenschaftliche Wissen bloß für Nichtwissen zu halten.

Die Förderung erkenntnisgeleiteter Forschung sodann, wie sie Sache der DFG ist, muss ihre Instrumente und Verfahren eben dafür offen halten. Sie muss also Zeit geben für die Entwicklung einer solchen selbstreflexiven intellektuellen Haltung. Sie sollte eine weitere Erhöhung des Beschleunigungs-, des Wettbewerbs- und Ergebnisdruks vermeiden. Dieser formatiert nämlich jene vielfältigen Individualitäten der Forschenden, welche die wichtigste Ressource sind, die wir gegen den Mainstream und für die überraschend neue Einsicht einsetzen können. Sie sollte die Pluralität von Erkenntnisinter-



sen, Methoden und Forschungspraktiken zur Entfaltung kommen und diese sich gegenseitig herausfordern lassen. Und sie muss im Entscheidungsprozess dem kritischen Argument und der Urteilskraft so viel Gelegenheit einräumen wie nur eben möglich.

Denn nicht etwa substituiert Forschungsförderung einfach Nichtwissen durch Wissen. Sie eröffnet vielmehr Möglichkeiten, dass in den Grenzsäumen von Wissen und Nichtwissen der stete Prozess ihrer Rekonfigurierung sich vollziehe als ein ebenso rationaler wie methodisch kontrollierter.

Und schließlich wird auch eine glaubwürdige Beschreibung der öffentlichen Stellung von Wissenschaft dies bedenken. Von großem gesellschaftlichem Rückhalt ist diese Stellung ge-

prägt; davon hatte ich eingangs mit Blick auf die Wissenschaftspakte gesprochen. Doch ist dieser Rückhalt keineswegs selbstverständlich. Er muss stetig erarbeitet werden. Und dabei sind die unmittelbaren technischen und ökonomischen Effekte von Forschung eine wichtige Dimension, indes von vielen nur eine. Mit den Möglichkeiten und Chancen, die die Wissenschaften eröffnen, wie mit den Risiken und Gefährdungen, die von ihnen ausgehen können, sind die Wissenschaften für unsere moderne Zivilisation überhaupt konstitutiv.

So frivol ein beherztes Lob des Nichtwissens wäre, so wenig müssen die Wissenschaften als Verheißung der Erlösung von allen Übeln hypostasiiert werden. Und sie dürfen es auch nicht! Die breite, die geradezu unabgrenzbare Wirkmächtigkeit der Wissenschaften ist ja einfach un-

übersehbar, und sie ist keineswegs schon erfasst durch Hinweise darauf, dass Wissenschaft auch jeweils aktuelle Relevanzerwartungen erfüllt.

Technische Patente oder medizinische Therapieverfahren gehören zu dieser Wirkmächtigkeit, aber die rein theoretische Erkenntnis der Natur und die unentwegte Neuinterpretation von Gesellschaft und Kultur ebenso. Oder auch die Vereinfachung vieler einzelner Handlungszusammenhänge und das Komplexer-machen von Wirklichkeit überhaupt.

Zu dieser Wirkmächtigkeit gehören aber zudem fachlich gleichermaßen gut ausgebildete wie vielfältig gebildete, sozialkompetente Staatsbürger. Und ebenso die zivilisatorische Leistung einer kritischen Reflexion auf die ambivalenten Konstellationen von Wissen und Nichtwissen und Macht.

Solches differenziert, redlich und mit dem Anstand einer gewissen Zurückhaltung zu beschreiben, auch in der Wissenschaftskommunikation, dies scheint mir das Beste, was die Wissenschaften dazu beitragen können, ihren gesellschaftlichen Rückhalt zu stützen.

4.

Was ich eigentlich sagen wollte, meine sehr verehrten Damen und Herren, und woran mir auch im Rückblick auf sechseinhalb Jahre etwas liegt, das war nicht der Hinweis auf die Gemengelage von Wissen und Nichtwissen; das wäre an Allgemeinheit schwerlich zu überbieten.

Eigentlich sagen wollte ich: Selbst wer in der Wissenschaft über Wissen spricht, kann vom Nichtwissen nicht schweigen. Und auch nicht von beider vielfältigem Ineinander – so faszinierend, riskant, ärgerlich, hoffnungweckend immer dieses Ineinander jeweils sein mag.

Auch und gerade die Wissenschaften operieren im Grenzsäum von Wissen und Nichtwissen – ob sie es nun zugeben oder nicht. In ihm wirkt die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und ihm unterliegen auch deren Entscheidungen selbst.

Denn überwiegend geht es dabei um die Förderung von Projekten, also von zukünftiger Forschung. Und wenn das ernst gemeint ist, dann weiß man eben nicht schon im Vorhinein, welches Wissen am Ende stehen wird. Auch Förderentscheidungen sind Handeln unter Unsicherheit. Sie setzen Zutrauen ins Zukünftige voraus. Und gelassene Anerkennung der vielfältigen Möglichkeiten des Nicht-Erfolgs von Forschung, des Irrtums, des Nichtwissens.

So gesehen ist es keine geringe Verantwortung, welche die DFG als integrierende Selbstverwaltungsorganisation von Forschung in der Bundesrepublik zu übernehmen hat: Für dieses Zutrauen und diese Gelassenheit und für die wechselreichen Prozesse von Wissen und Nichtwissen bemüht sie sich, Anerkennung sowie politischen und gesellschaftlichen Rückhalt zu schaffen.

Dieser Verantwortung können wir jedenfalls allein dann gerecht werden, wenn Sie alle in je eigener Weise daran mitwirken. Bleiben Sie bitte auch in Zukunft der DFG gewogen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



Ausführliche Informationen und Filmmitschnitte zur DFG-Jahresversammlung 2019:

www.dfg.de/dfg_profil/reden_stellungnahmen/archiv/jahresversammlung_2019



forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

2/2019

DFG